DEAN KOONTZ

TODESREGEN

Das Buch

Als Molly und Neil eines Nachts vom dauernden Klopfen des Regens aufwachen, ist die Welt nicht mehr wie zuvor. Von überall werden mysteriöse Wetterphänomene gemeldet, dann brechen sämtliche Kommunikationsnetze zusammen. Als auch noch der Strom dauerhaft ausfällt, machen sich Molly und Neil auf den Weg in die Stadt, um nach ihren Freunden zu sehen und die Lage auszukundschaften. Geisterhafter Nebel erfüllt die Luft, merkwürdige Lichtzeichen sind zu sehen und grauenvolle Schreckensrufe zu hören. Eine unendlich böse und überlegene Macht scheint sich auf der Erde eingerichtet zu haben und einen Vernichtungsfeldzug gegen die Menschheit zu führen. Verzweifelt schließen Molly und Neil sich mit anderen Flüchtigen zusammen, um einen Ausweg zu suchen. Doch wo können sie Rettung finden, wenn das Böse überall lauert?

»Koontz ist einer der faszinierendsten modernen Autoren«
Publishers Weekly

»Dean Koontz ist der Meister unserer finstersten Träume.«
The Times

Der Autor

Dean Koontz wurde 1945 in Pennsylvania geboren und lebt heute mit seiner Frau in Kalifornien. Seine zahlreichen Romane – Thriller und Horrorromane – wurden in 38 Sprachen übersetzt und sämtlich zu internationalen Bestsellern. Weltweit wurden bislang über 300 Millionen Exemplare seiner Bücher verkauft. Zuletzt bei Heyne erschienen: *Seelenlos*.

Lieferbare Titel

Die Anbetung – Bote der Nacht – Chase – Frankenstein / Das Gesicht – Frankenstein / Die Kreatur – Der Geblendete – Geschöpfe der Nacht – Im Bann der Dunkelheit – Irrsinn – Kalt – Mitternacht – Seelenlos – Stimmen der Angst – Todesdämmerung – Trauma – Tür ins Dunkel – Das Versteck – Der Wächter – Die zweite Haut – Zwielicht

DEAN KOONTZ

TODESREGEN

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Kleinschmidt

HEYNE

Die amerikanische Originalausgabe
THE TAKING
erschien bei Bantam Books, New York

Die zitierten Texte T. S. Eliots aus *Gesammelte Gedichte: 1909 – 1962*, Hrsg. Eva Hesse, Frankfurt a. M., Suhrkamp 1988, wurden von Hans Magnus Enzensberger, Erich Fried, Eva Hesse und Nora Wydenbruck übertragen.

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2008
Copyright © 2004 by Dean Koontz
Copyright © 2007 dieser Ausgabe und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München, unter Verwendung eines Fotos von Dr. Tony Brain/Science Photo Library
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43336-6

www.heyne.de

Dieses Buch ist Joe Stefko gewidmet,
einem großen Schlagzeuger, Herausgeber erlesener
Sonderausgaben und Hundeliebhaber … drei Dinge,
die ihm einen Platz im Himmel garantieren.
Die schlechten Füße sind da nicht so wichtig.

Wenn du allein bist mitten in der Nacht und du bist voller Schweiß und höllischer Angst erwacht …

T. S. Eliot • Fragment eines Agon

Erster Teil

In meinem Anfang ist mein Ende.

T. S. Eliot • East Coker

1

Wenige Minuten nach ein Uhr morgens fiel unerwartet starker Regen. Kein Donner ging der Sintflut voraus und kein Wind.

So jäh und so heftig war der Guss, dass er sich ins Bewusstsein drängte wie das unheilvolle Unwetter in einem Traum.

Schon bevor die Wolken aufgeplatzt waren, hatte Molly Sloan ruhelos neben ihrem Mann im Bett gelegen. Nun wurde sie immer noch nervöser, während sie dem herabrauschenden Regen lauschte.

Die unzähligen Stimmen des Wolkenbruchs klangen wie eine wütende Menschenmenge, die in einer vergessenen Sprache Parolen brüllt. Die Wassermassen hämmerten an die Zedernverschalung und die Dachschindeln, als wollten sie sich Eingang verschaffen.

Bisher war der September in Südkalifornien immer ein trockener Monat inmitten einer langen Dürrezeit gewesen. Zwischen März und Dezember fiel nur selten Regen.

In den feuchten Monaten war das Trommeln der Regentropfen auf dem Dach manchmal ein wirksames Heilmittel gegen Schlaflosigkeit. Heute Nacht aber wiegten die flüssigen Rhythmen Molly nicht in den Schlaf, und zwar nicht nur, weil sie nicht zur Jahreszeit passten.

Enttäuschter Ehrgeiz hatte Molly in den letzten Jahren schon oft den Schlaf geraubt. Vom Sandmann im Stich gelassen, hatte sie an die dunkle Zimmerdecke gestarrt, darüber nachgegrübelt, was hätte sein können, und sich nach etwas gesehnt, was vielleicht nie kommen würde.

Sie war nun achtundzwanzig Jahre alt und hatte vier Romane veröffentlicht. Alle waren von der Kritik günstig aufgenommen worden, aber keiner hatte sich oft genug verkauft, um sie berühmt zu machen oder wenigstens zu garantieren, dass irgendein Verleger ungeduldig auf ihr nächstes Buch wartete.

Ihre Mutter Thalia, die brillante Prosa geschrieben hatte, war mit dreißig an Krebs gestorben. Zu Lebzeiten hatte man ihr eine große Karriere vorhergesagt, aber nun, sechzehn Jahre später, waren ihre Bücher vergriffen, und die Spuren, die sie auf der Welt hinterlassen hatte, waren so gut wie verschwunden.

Molly lebte mit der nagenden Angst, sie könne in Vergessenheit geraten wie ihre Mutter. Sie fürchtete den Tod nicht besonders; es war die Vorstellung, zu sterben, bevor sie eine bleibende Leistung vollbracht hatte, die ihr Sorgen machte.

Neben ihr schlief ihr Mann Neil, leise schnarchend und ohne das Unwetter wahrzunehmen.

Sobald er den Kopf aufs Kissen gelegt und die Augen geschlossen hatte, schlief er immer innerhalb einer Minute ein. In der Nacht bewegte er sich kaum; nach acht Stunden wachte er in derselben Körperhaltung auf, in der er eingeschlafen war, gestärkt und ausgeruht.

Neil behauptete, nur die Unschuldigen erfreuten sich eines so vollkommenen Schlafs.

Molly sprach vom Schlaf eines Faulenzers.

In ihren sieben Ehejahren hatten die beiden ihr Leben stets nach unterschiedlichen Uhren gerichtet.

Molly hielt sich genauso gern in der Zukunft auf wie in der Gegenwart. Sie malte sich aus, wo sie hinwollte, und plante unablässig den Weg, der sie zu ihren hohen Zielen führen sollte. Ihre starke Triebfeder war fest gespannt.

Neil hingegen lebte im Augenblick. Für ihn lag schon die nächste Woche in ferner Zukunft, und er vertraute darauf,

dass die Zeit ihn dorthin bringen würde, egal, ob er die Reise nun plante oder nicht.

Die beiden waren so unterschiedlich wie Tag und Nacht.

Angesichts ihres gegensätzlichen Wesens war die Liebe, die sie füreinander empfanden, ganz erstaunlich. Sie war das Band, das sie vereinte, das feste Netz, das ihnen die Kraft verlieh, Enttäuschungen und Tragödien zu überstehen.

Wenn Molly an Schlaflosigkeit litt, stellte Neils rhythmisches, wenn auch nicht sehr lautes Schnarchen diese Liebe fast so sehr auf die Probe wie ein Seitensprung. Nun übertönte der prasselnde Regen dieses Geräusch, sodass Molly ein neues Ziel für ihre nervöse Ungeduld hatte.

Das Tosen des Unwetters nahm zu, bis Molly sich wie im Innern der grollenden Maschinerie fühlte, die das Universum in Gang hält.

Kurz nach zwei stieg sie aus dem Bett, ohne das Licht anzuknipsen. Am Fenster, das durch das überstehende Dach vor dem Regen geschützt war, blickte sie durch ihr gespenstisches Spiegelbild hindurch in den windlosen Wolkenbruch.

Das Haus stand hoch in den San Bernardino Mountains, umgeben von Zucker- und Höckerkiefern und von gewaltigen Gelbkiefern mit dramatisch aufgerissener Rinde.

Die meisten Nachbarn lagen zu dieser Stunde im Bett. Durch die Bäume und den unablässig strömenden Regen hindurch funkelten nur an einer einzigen Stelle Lichter an den Hängen über dem Black Lake.

Das Haus der Corrigans. Vor wenigen Monaten, im Juni, hatte Harry Corrigan seine Frau Calista verloren, mit der er fünfunddreißig Jahre lang verheiratet gewesen war.

Während eines Wochenendbesuchs bei ihrer Schwester Nancy in Redondo Beach hatte Calista ihren Wagen an einem Geldautomaten geparkt, um zweihundert Dollar abzuheben. Dabei hatte man sie erst ausgeraubt und ihr dann mitten ins Gesicht geschossen.

Anschließend hatten die beiden Straßenräuber Nancy aus dem Wagen gezerrt, ihr zwei Kugeln in den Leib gejagt und sie achtlos überfahren, als sie in Calistas Wagen flohen. Jetzt, drei Monate nach Calistas Beerdigung, lag Nancy immer noch im Koma.

Während Molly den Schlaf herbeisehnte, versuchte Harry Corrigan jede Nacht, ihm zu entkommen. Seine Träume brächten ihn um den Verstand, sagte er.

In den Wogen des Unwetters erinnerten die leuchtenden Fenster von Harrys Haus an die Positionslichter eines fernen Dampfers, der auf dem stürmischen Meer dahinfuhr wie eines jener Geisterschiffe, die von Passagieren und Mannschaft verlassen waren, obwohl kein einziges der Rettungsboote fehlte. Erforschte man solche Schiffe, so sah man, dass in der Mannschaftsmesse das Essen unberührt auf dem Tisch stand, und im Ruderhaus lag auf dem Kartentisch die Lieblingspfeife des Kapitäns, in der noch Tabak glomm.

Mollys Fantasie war nun lebhaft erregt und ließ sich nicht so ohne Weiteres abschalten. Deshalb suchte Molly in Zeiten der Schlaflosigkeit manchmal Zuflucht bei ihren literarischen Eingebungen.

Unten im Arbeitszimmer warteten fünf Kapitel ihres neuen Romans, die überarbeitet werden mussten. Vielleicht konnte sie mit einigen Stunden Arbeit am Manuskript ihre Nerven so weit beruhigen, dass ihr endlich der Schlaf kam.

Ihr Bademantel hing gleich neben dem Bett über einer Stuhllehne. Sie schlüpfte hinein und schlang einen Knoten in den Gürtel.

Als sie zur Tür ging, fiel ihr auf, dass sie sich erstaunlich sicher bewegte, obwohl kein Licht brannte. Die Tatsache, dass sie stundenlang wach gelegen und mit an die Dunkelheit angepassten Augen an die Decke gestarrt hatte, konnte das nicht ganz erklären.

Das schwache Licht, das durch die Fenster drang und die Finsternis im Zimmer abschwächte, stammte bestimmt nicht aus den Fenstern von Harry Corrigan, der drei Häuser weiter im Süden wohnte. Vorläufig blieb die Quelle rätselhaft.

Schwarze Wolken verbargen den Mond.

Die Lichter im Garten draußen waren ebenso ausgeschaltet wie die auf der Veranda.

Molly trat wieder ans Fenster und wunderte sich über das leichte Schimmern des Regens. Ein merkwürdiger nasser Glanz lag auf den stachligen Ästen der nächsten Kiefern und ließ sie deutlicher sichtbar werden als sonst.

Eis? Nein. Ein nächtlicher Graupelschauer hätte ein spröderes Geräusch gemacht als das weiche Trommeln dieses herbstlichen Regengusses.

Molly drückte die Fingerspitzen an die Fensterscheibe. Das Glas war kühl, aber nicht kalt.

Wenn herabfallender Regen irgendeine künstliche Lichtquelle reflektiert, dann nimmt er manchmal einen silbrigen Schimmer an. Momentan existierte jedoch keine solche Quelle.

Vielmehr sah der Regen aus, als leuchtete er selbst schwach, als wäre jeder Tropfen ein winziger, glitzernder Kristall. Die Nacht wurde von unzähligen Ketten aus fluoreszierenden Perlen gleichzeitig verschleiert und enthüllt.

Als Molly aus dem Schlafzimmer in den Flur trat, bleichte das schwache Leuchten der beiden Lichtkuppeln das düstere Schwarz zu dunklem Grau und ließ den Weg zur Treppe sichtbar werden. Das Regenwasser, das an den Plexiglaskuppeln in der Decke herabströmte, war von glitzernden Strudeln durchzogen. Unwillkürlich dachte Molly an Spiralnebel, die sich am Gewölbe eines Planetariums drehen.

Sie stieg die Treppe hinab und ging in dem merkwürdigen Schein, der durch die Fenster drang, in die Küche.

In manchen Nächten wehrte sie sich nicht gegen ihre Schlaflosigkeit, sondern kochte sich stattdessen eine Kanne Kaffee und setzte sich damit an ihren Schreibtisch im Arbeitszimmer. Entsprechend aufgeputscht, schrieb sie schroffe, vom Koffein geschärfte Prosa im realistischen Tonfall polizeilicher Vernehmungsprotokolle.

In dieser Nacht hatte sie allerdings vor, irgendwann wieder ins Bett zu gehen. Sie schaltete das Licht im Abzug über dem Herd an, würzte einen Becher Milch mit Vanilleextrakt und Zimt und stellte ihn in die Mikrowelle, um die Milch zu wärmen.

Die Bücherregale im Arbeitszimmer waren mit der Lyrik und Prosa von Mollys Lieblingsautoren gefüllt – Louise Glück, Donald Justice, T. S. Eliot, Carson McCullers, Flannery O'Connor, Charles Dickens. Gelegentlich schöpfte sie aus einem demütigen Gefühl der Verwandtschaft mit diesen Schriftstellern Trost und Inspiration.

Meistens fühlte sie sich allerdings wie eine Hochstaplerin oder sogar wie eine Schwindlerin.

Ihre Mutter Thalia hatte gesagt, jede gute Autorin müsse gleichzeitig ihre schärfste Kritikerin sein. Deshalb redigierte Molly ihre Texte nicht nur mit dem Rotstift, sondern auch mit einem metaphorischen Beil. Mit Ersterem hinterließ sie Spuren blutigen Leidens, mit Letzterem machte sie manche Szene zu Kleinholz.

Mehr als einmal hatte Neil ihr beizubringen versucht, dass Thalia nie gesagt oder gemeint habe, echte Kunst könne aus der rohen Sprache nur mithilfe eines Selbstzweifels geschnitzt werden, der so scharf wie ein Meißel war. Für Thalia, behauptete er, sei die Arbeit auch ein Spiel gewesen.

Molly wusste, dass sie in einer aus dem Gleichgewicht geratenen Kultur lebte, in der sich oft die Sahne am Boden absetzte, während die dünnste Milch an die Oberfläche stieg. Angesichts dessen war es eher Aberglaube als Logik,

wenn sie glaubte, ihre Hoffnung auf Erfolg beruhe auf dem Aufwand an Leidenschaft, Schmerz und Feinarbeit, den sie ihren Texten widmete. Dennoch blieb sie, was ihr Werk anging, eine echte Puritanerin und hielt es für eine Tugend, sich selbst zu geißeln.

Ohne das Licht anzuknipsen, schaltete sie den Computer ein, setzte sich jedoch nicht sofort an den Schreibtisch. Während der Bildschirm aufleuchtete und die Erkennungsmelodie des Betriebssystems sie zu einer nächtlichen Arbeitssitzung begrüßte, ließ sie sich vom beharrlichen Rhythmus des Regens noch einmal zum Fenster locken.

Von dort aus überblickte sie die breite vordere Veranda. Das Geländer und das überstehende Dach umrahmten ein dunkles Panorama aus dicht zusammenstehenden Kiefern, einen seltsam leuchtenden Geisterwald wie aus einem verstörenden Traum.

Gebannt blickte Molly hinaus. Sie hätte nicht sagen können, warum, aber die Szenerie hatte etwas Beunruhigendes.

Für eine Romanautorin hat die Natur viele Lektionen bereit. Eine besteht darin, dass nichts die Fantasie so rasch und so vollständig gefangen nimmt wie ein ungewohntes Schauspiel.

Schneestürme, Überschwemmungen, Vulkane, Hurrikane, Erdbeben – solche Erscheinungen faszinieren uns, weil sie uns überdeutlich vor Augen führen, dass Mutter Natur sich verhält, als würde sie unter einer bipolaren Störung leiden. Das heißt, es ist ebenso wahrscheinlich, dass sie uns auslöscht wie dass sie uns zu Hilfe kommt; und ein abwechselnd fürsorgliches und zerstörerisches Elternteil ist das ideale Material für ein packendes Drama.

Silberne Kaskaden schimmerten auf den bronzenen Baumstämmen und sprenkelten Rinde und Äste mit blitzenden Glanzlichtern.

Vielleicht enthielt der Regen ein ungewöhnliches Mineral, das ihn schwach phosphoreszieren ließ.

Oder das Unwetter war von Westen gekommen, durch die verschmutzte Luft über Los Angeles und den angrenzenden Städten, und hatte dabei ein Hexengebräu von Schadstoffen aus der Atmosphäre aufgenommen, das für dieses bleiche, gespenstische Leuchten verantwortlich war.

Molly spürte, dass keine dieser beiden Erklärungen stimmen konnte und grübelte über eine dritte nach, als eine Bewegung auf der Veranda sie zusammenfahren ließ. Sie wandte den Blick von den Bäumen ab und richtete ihn auf die vom Dach beschattete Veranda direkt vor dem Fenster.

Geduckte, geschmeidige Gestalten bewegten sich da, so lautlos, fließend und geheimnisvoll, dass Molly einen Augenblick meinte, sie seien Produkte ihrer Fantasie, formloser Ausdruck ihrer Urängste.

Dann hoben zwei, drei, fünf von ihnen den Kopf, richteten gelbe Augen aufs Fenster und betrachteten sie forschend. Sie waren so wirklich, wie Molly es war, wenngleich mit schärferen Zähnen ausgestattet.

Auf der Veranda wimmelte es von Wölfen. Weitere schlichen aus dem Unwetter die Stufen herauf und versammelten sich unter dem Schutz des Dachs auf den Kieferndielen, als handelte es sich nicht um ein Haus, sondern um eine Arche, die bald, von den steigenden Wassern einer Sintflut emporgehoben, in See stechen würde.

2

Hier in den Bergen zwischen den wüstenhaften Gebieten im Osten und den Ebenen im Westen waren Wölfe schon lange ausgestorben. Schon deshalb wirkten die Besucher auf der Veranda wie Erscheinungen aus dem Jenseits.

Als Molly genauer hinschaute, wurde ihr klar, dass es sich bei den Tieren um Kojoten handelte, die nicht umsonst auch als Präriewölfe bezeichnet werden. Ihr Verhalten war jedoch nicht weniger auffällig, als wenn es sich um ihre größeren Vettern aus der Welt der Sagen und Märchen gehandelt hätte.

Seltsam war nicht zuletzt ihre Lautlosigkeit. Wenn Kojoten ihre Beute verfolgen, stoßen sie vor Erregung oft schrille Schreie aus, ein schauriges Heulen, das so gespenstisch klingt wie die Musik eines Theremins. Nun jedoch heulten und bellten sie nicht, sie knurrten nicht einmal.

Im Gegensatz zu den meisten Wölfen jagen Kojoten oft allein, und wenn sie sich doch zu einem Rudel zusammenfinden, um etwa ein Reh zu hetzen, dann laufen sie nicht so dicht nebeneinanderher wie Wölfe.

Bei den Kojoten auf der Veranda aber merkte man nichts von diesem Individualismus, der ihnen normalerweise eigen ist. Sie scharten sich Flanke and Flanke und Schulter an Schulter zusammen, sie rieben sich aneinander und verhielten sich nicht weniger gesellig als zahme Jagdhunde; sie waren nervös und suchten Unterstützung in der Gemeinschaft.

Als sie Molly am Fenster stehen sahen, scheuten sie weder vor ihr zurück, noch reagierten sie aggressiv. Ihre glänzenden Augen, die Molly bisher immer grausam und blutdürstig vorgekommen waren, sahen nun nicht bedrohlicher aus als der vertrauensvolle Blick eines Haustiers.

Der Ausdruck in den Augen der Kojoten passte so wenig zu Raubtieren, wie das nur vorstellbar war. Es war ein regelrecht flehender Blick.

Das war so unwahrscheinlich, dass Molly ihrer Wahrnehmung misstraute. Dennoch glaubte sie, dieses Flehen nicht nur in den Augen zu bemerken, sondern auch in der Körperhaltung und im Verhalten der Tiere.

Eigentlich hätte sie sich vor dieser scharfzahnigen Versammlung fürchten sollen. Tatsächlich schlug ihr Herz schneller als gewöhnlich, doch dafür war nicht Angst verantwortlich, sondern das Ungewöhnliche der Situation und das Gefühl, dass etwas Mysteriöses vor sich ging.

Offensichtlich suchten die Tiere Schutz, obwohl Molly bisher noch nie beobachtet hatte, dass auch nur ein einziger Kojote sich aus einem Unwetter in die Nähe einer menschlichen Behausung geflüchtet hätte. Menschen stellten für diese Spezies eigentlich eine wesentlich größere Gefahr dar als irgendein Naturereignis.

Außerdem gab es in diesem vergleichsweise dunklen und stillen Unwetter keine Blitze und Donnerschläge, die die Tiere vielleicht in ihren Höhlen aufgeschreckt hätten. Ungewöhnlich am Wetter war die gewaltige Wassermenge, doch der Regen fiel noch nicht lange genug, um solche zähen Räuber aus ihren Verstecken getrieben zu haben.

Trotz der flehenden Blicke, mit denen die Kojoten Molly betrachteten, galt ihre Aufmerksamkeit vor allem dem Unwetter. Mit eingezogenem Schwanz und aufgestellten Ohren betrachteten sie die silbrige Flut und den tropfenden Wald mit nervösem Interesse, wenn nicht gar mit blanker Furcht.

Während weitere wölfische Schatten aus der Nacht auf die Veranda schlichen, suchte Molly die Palisade aus Bäumen nach der Ursache des allgemeinen Unbehagens ab.

Sie sah nicht mehr, als sie vorher gesehen hatte: schwach leuchtende Fluten, die sich aus dem übersättigten Himmel ergossen, und eine silbrige Vegetation, die sich unter der Wucht des Regens zitternd beugte.

Dennoch spürte sie beim Anblick des nächtlichen Walds ein Kribbeln im Nacken, als drückte ein gespenstischer Liebhaber ihr seine ektoplasmatischen Lippen auf die Haut. Eine unerklärliche böse Ahnung jagte ihr einen Schauer durch den Leib.

Verunsichert durch die Überzeugung, dass irgendetwas da im Wald, vom nassen Schleier dieser Sintflut verborgen, ihren Blick erwiderte, wich Molly vom Fenster zurück.

Mit einem Mal kam der Computerbildschirm ihr zu hell vor – und viel zu deutlich sichtbar. Sie schaltete den Rechner aus.

Schwarz und silbern strömte die Nacht vor den Fenstern herab. Selbst die Luft im Haus fühlte sich dumpf und feucht an.

Das phosphoreszierende Licht warf schimmernde Glanzlichter auf eine kleine Porzellansammlung, auf gläserne Papierbeschwerer, auf das Blattgold von Bilderrahmen … Im Arbeitszimmer herrschte die unterseeische Atmosphäre eines tiefen Meeresgrabens, in den niemals ein Sonnenstrahl dringt, der jedoch von leuchtenden Seeanemonen und Quallen schwach erhellt wird.

Überrascht nahm Molly ein verwirrendes Gefühl des *Andersseins* wahr, das sie aus Träumen kannte, im Wachzustand jedoch noch nie gespürt hatte.

Sie trat noch weiter vom Fenster zurück und bewegte sich dabei vorsichtig auf die Zimmertür zu, die in den Flur führte.

Eine schleichende Unruhe erfasste sie Nerv für Nerv. Was ihr Angst machte, waren nicht die Kojoten auf der Veranda, sondern etwas, was sie nicht benennen konnte – eine so urtümliche Bedrohung, dass sie vom Verstand nicht erfasst und selbst vom Instinkt nur in groben Umrissen wahrgenommen wurde.

Molly hielt sich vor Augen, dass sie zu alt war, um noch so leicht in Angstzustände zu geraten wie in ihrer Kindheit und Jugend, aber sie zog sich trotzdem bis an die Treppe zurück. Sie wollte ins Schlafzimmer zurückgehen und Neil wecken.

Etwa eine Minute lang stand sie mit einer Hand auf dem Pfosten des Geländers da, lauschte dem Trommeln des Regens und überlegte, was sie sagen sollte, wenn sie ihren Mann wach gerüttelt hatte. Alles, was ihr einfiel, klang mehr oder weniger hysterisch.

Sie hatte keine Angst, sich lächerlich zu machen. In sieben Ehejahren hatten sich beide oft genug zum Narren gemacht, um für immer auf die Nachsicht des anderen zählen zu können.

Allerdings pflegte sie ein bestimmtes Selbstbild, das ihr in schwierigen Zeiten Kraft gab, weshalb sie sich immer bemühte, es möglichst nicht aufs Spiel zu setzen. Laut diesem Selbstverständnis war sie zäh, widerstandsfähig, schon als Kind durch schreckliche Erlebnisse abgehärtet, an Kummer gewöhnt und aufgrund ihrer Erfahrungen in der Lage, mit allem fertig zu werden, was das Schicksal ihr zumutete.

Im Alter von acht Jahren hatte sie eine Szene extremer Gewalt erlebt und war wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen. Jedes andere Kind hätte das in einer langjährigen Therapie verarbeiten müssen. Später, als sie gerade zwölf war, hatte ein unsichtbarer Dieb namens Lymphom ihrer Mutter mit lautloser Gewalt das Leben gestohlen.

Ihr ganzes Leben lang war Molly nicht vor einer Wahrheit zurückgescheut, die den meisten Menschen bewusst ist, auch wenn sie sie geflissentlich unterdrücken: dass jeder Tag, jeder Augenblick unseres Lebens je nach unserer Einstellung entweder von der barmherzigen Duldung Gottes abhängt oder von den Launen eines blinden Schicksals und einer gleichgültigen Natur.

Molly lauschte dem Regen. Das Rauschen hörte sich nicht gleichgültig an, sondern zielstrebig und entschlossen.

Statt hinaufzugehen und Neil zu wecken, wandte sie sich von der Treppe ab. Die Fenster leuchteten noch immer schwach, als fingen sie den Widerschein des Nordlichts auf.

Obwohl Mollys Unruhe sich allmählich in eine düstere Vorahnung verwandelte, ging sie über die Diele zur Haustür.

Zu beiden Seiten der Tür waren hohe, schmale Seitenfenster eingelassen. Sie boten einen Blick auf die Veranda, die Molly bisher nur von ihrem Arbeitszimmer aus gesehen hatte.

Die Kojoten waren noch immer unter dem Schutz des Dachs versammelt. Als Molly näher zum Fenster trat, wandten ihr einige der Tiere wieder den Blick zu.

Ihr angstvolles Keuchen malte bleiche Schatten aufs Glas. Hinter dem Schleier dampfenden Atems sah Molly flehend leuchtende Augen.

Unerklärlicherweise war sie davon überzeugt, dass sie die Tür öffnen und zwischen die Kojoten treten konnte, ohne von ihnen angegriffen zu werden.

Selbst wenn sie womöglich nicht so hart im Nehmen war, wie sie meinte, impulsiv oder leichtsinnig war sie nicht. Sie besaß weder das fatalistische Temperament einer Schlangenbeschwörerin noch die Abenteuerlust von Leuten, die sich im Schlauchboot über reißende Stromschnellen tragen lassen.

Als im letzten Herbst am Osthang des Bergzugs ein Waldbrand ausgebrochen war und gedroht hatte, die Kuppe zu überwinden und sich westwärts zum See hinunterzufressen, hatten Neil und Molly auf ihr Drängen hin zu den Ersten in der Gegend gehört, die sich mit den wichtigsten Habseligkeiten aus dem Staub gemacht hatten. Ein von Kindheit an geschärftes Bewusstsein für die Zerbrechlichkeit des Lebens hatte Molly vorsichtig und besonnen werden lassen.

Beim Schreiben eines Romans hingegen vergaß sie oft jede Besonnenheit und vertraute ihrem Instinkt und ihrem Herzen mehr als ihrem Intellekt. Ohne Risiko brachte sie nichts Lesenswertes zustande.

Wie sie nun im Schein des falschen Nordlichts in der Diele stand und in die ängstlichen Augen der Kojoten jenseits der Fenster schaute, kam ihr der Moment fast mystisch vor, als wäre er eher Dichtung als Wahrheit. Vielleicht war sie deshalb auf die Idee gekommen, sich auf die Veranda zu wagen.

Sie griff mit der rechten Hand nach dem Türknauf. Besser gesagt, sie sah ihre Hand auf dem Türknauf liegen, ohne sich richtig daran zu erinnern, wie sie dahin gekommen war.

Das Donnern des Regens, das von einem vielstimmigen Chor zu einem apokalyptischen Gebrüll anschwoll, und das gespenstische Licht wirkten hypnotisierend. Dennoch war sich Molly bewusst, dass sie nicht in Trance verfiel und von irgendeiner übernatürlichen Kraft aus dem Haus gelockt wurde wie in einem schlechten Film.

Vielmehr hatte sie sich noch nie wacher und klarsichtiger gefühlt. Instinkt, Herz und Verstand waren so im Einklang, wie sie es in ihren achtundzwanzig Lebensjahren nur selten gewesen waren.

Der für September völlig ungewöhnliche Regenguss und das seltsame Verhalten der Kojoten, vor allem ihre untypische Demut, wiesen darauf hin, dass die üblichen Gesetze

der Logik außer Kraft gesetzt waren. Eine solche Lage erforderte Kühnheit, nicht Vorsicht.

Hätte Mollys Herz weiterhin so hektisch geschlagen, so hätte sie womöglich dennoch nicht den Türknauf gedreht, aber schon als sie lediglich daran *dachte*, ihn zu drehen, spürte sie, wie eine merkwürdige Ruhe sie überkam. Ihr Puls wurde langsamer, bis jeder Schlag sie mit schmerzhafter Wucht durchfuhr.

In manchen chinesischen Dialekten, hatte sie einmal gelesen, gebraucht man für *Gefahr* und *Gelegenheit* dasselbe Wort. Das kam ihr jetzt ganz passend vor.

Sie öffnete die Tür.

Die Kojoten, insgesamt etwa zwanzig Stück, griffen sie weder an, noch knurrten sie. Sie bleckten nicht einmal die Zähne.

Verwundert vom Verhalten der Tiere und von ihrem eigenen, setzte Molly den Fuß über die Türschwelle und trat auf die Veranda.

Wie brave Haushunde machten die Kojoten ihr Platz und schienen sich über ihre Gesellschaft zu freuen.

Trotz allen Staunens war Molly nicht jede Vorsicht abhandengekommen, weshalb sie mit schützend verschränkten Armen dastand. Dennoch hatte sie das Gefühl, sie hätte eine Hand ausstrecken können und die Kojoten hätten daran geschnüffelt und geleckt.

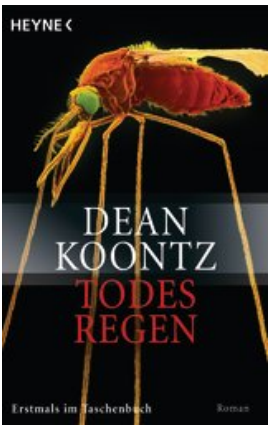
Nervös richteten die Tiere den Blick abwechselnd auf Molly und auf den Wald ringsum. Ihr rasches, flaches Keuchen wies nicht auf Erschöpfung nach einem langen Lauf hin, sondern auf akute Angst.

Irgendetwas in dem vom Regen gepeitschten Wald erschreckte sie. Offenbar war ihre Angst so stark, dass sie nicht wagten, darauf mit den gewohnten Drohgebärden zu reagieren, mit Knurren und gesträubtem Rückenhaar.

Stattdessen zitterten sie und gaben ein schwaches, unterwürfiges Winseln von sich. Ihre Ohren waren nicht an-

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Dean Koontz

Todesregen
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43336-6

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2008

Die Nacht, in der die Welt unterging ...

Es beginnt mit endlosem Regen. Dann fällt der Fernseher aus, das Telefon, das Internet, schließlich der Strom. Und dann verschwinden Leute. Zu Tausenden und Abertausenden. Hat eine fremde Macht die Erde übernommen?

Als Molly und Neil vom dauernden Trommeln des Regens aufwachen, ist die Welt nicht mehr wie zuvor. Von überall werden mysteriöse Wetterphänomene gemeldet, dann brechen sämtliche Kommunikationsnetze zusammen. Als auch noch der Strom ausfällt, machen sich Molly und Neil auf den Weg in die Stadt, um ein klareres Bild von der Katastrophe zu bekommen. Geisterhafter Nebel erfüllt die Straßen, es flackern merkwürdige Lichtzeichen, und durch die Stille dringen grausige Schreckensrufe. Eine unendlich böse und den Menschen weit überlegene Macht bedrängt die Erde und beginnt einen grässlichen Vernichtungsfeldzug, dem alles Lebende zum Opfer fällt. Verzweifelt schließen Molly und Neil sich auf der Suche nach einem Ausweg mit anderen Flüchtigen zusammen. Doch wo kann Rettung zu finden sein, wenn das Böse überall lauert?

Der Titel im Katalog